

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 9

Artikel: Wie ich Maler wurde
Autor: Bolliger, Rodolphe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

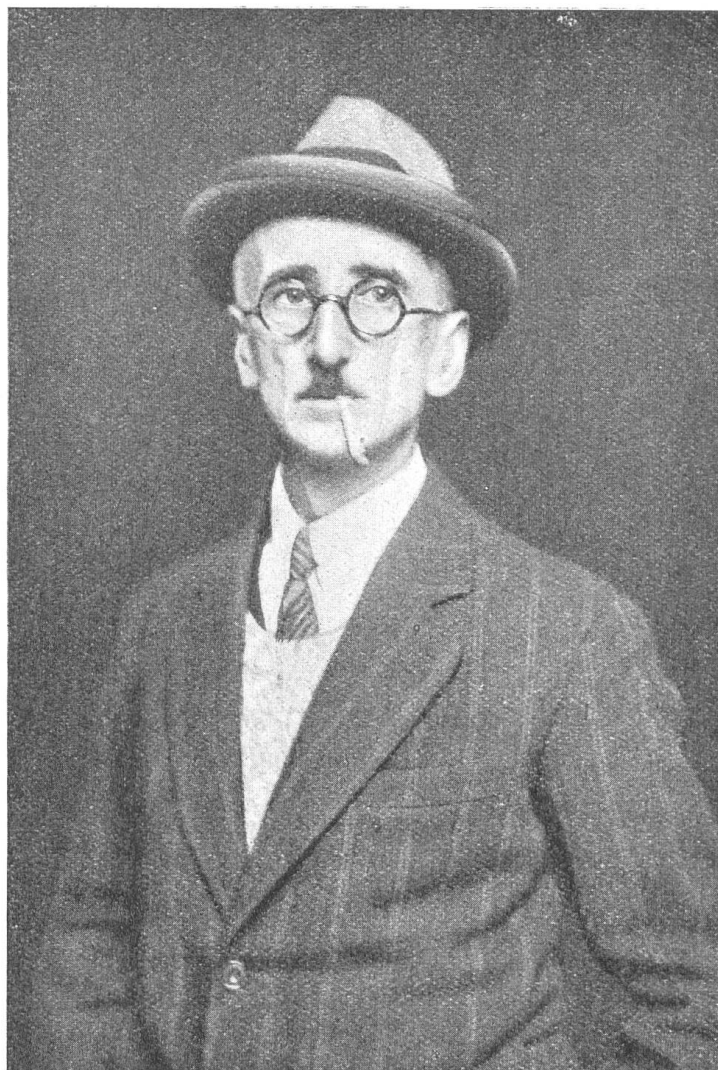
Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich Maler wurde

Von
Rodolphe Bolliger

Diese Frage habe ich mir bis jetzt noch nie gestellt. Ich glaube fast, man kommt als Maler auf die Welt. Auf jeden Fall datieren meine ersten Proben schon weit zurück. In meiner Familie wird erzählt, dass ich einmal als Vierjähriger plötzlich verschwunden sei. Man suchte mich in dem ganzen grossen Hause, im Orte selbst, überall vergeblich, bis man mich schliesslich in der Winde oben fand, wie ich am Boden sass und mit dem Finger auf ein mit Staub bedecktes Brettchen « Rössli » zeichnete. Pferde waren also schon damals meine Marotte, und sie verfolgte mich mein ganzes Leben hindurch. Wo ich einen Fetzen Papier auftreiben konnte, zeichnete ich Pferde, auf die leere Seite einer Todesanzeige, auf Verlobungskarten, auf Prospekte, an die Wände, im Winter sogar in den Schnee. Überall sah ich



Pferde, in den Gestalten der Wolken, in den Rissen und Fleckenbilder einer alten Mauer.

Wieso diese Leidenschaft in mir war, weiss ich nicht. Niemand in der Familie hatte irgendwelche Beziehungen zum Zeichnen oder Malen.

Gewisse äussere Umstände ermöglichten mir, meiner Pferdelliebhabelei zu fröhnen. In Arbon, wo ich aufgewachsen bin, hatten wir in einem alten Gasthaus Stallungen mit zwei Kühen und Pferden. Natürlich hielt ich mich beständig mit Vorliebe bei diesen Tieren auf. Wie



Rodolphe Bolliger, Ölgemälde

manchmal musste ich beim 4 Uhr-Kaffee hören: «Du riechst wieder nach dem Stall!» In diesen Stallungen wurden auch Gastpferde aus der ganzen Umgebung untergebracht, vor allem Pferde von Reisenden, die dazumal noch zweispännig mit grossen Geschäftswagen ihrer Kundschaft nachfuhren. — Aufmerksam lauschte ich den Gesprächen der Knechte über Fehler und Vorzüge eines jeden Gauls, und so konnte ich schon als Knabe ein gutes Pferd von einem schlechten unterscheiden. Ich sah, dass jedes Pferd wieder anders aussieht. Ich kannte sämtliche Gäule der Gegend genau und erkannte sie auch nach Jahren sofort wieder, wenn sie den Eigentümer gewechselt

hatten. Ich sehe noch heute die beiden schnellen Braunen von Saurers, die gewöhnlich zur Essenszeit an meinem Fensterplatz vorbei sausten, um mit der leichten Droschke den Zug zu erreichen. Am meisten Eindruck machten mir aber damals die immer rassigen Tiere des bekannten Rösslers Fischer von Neukirch, der als gerissenster Pferdekennner der Gegend galt.

Ich zeichnete aber nicht nur nach der Natur. Aus der Mappe des Lesezirkels stöberte ich alle Pferdesujets heraus, um sie nachzuzeichnen, so gut ich's vermochte.

So ging's weiter bis zur Absolvierung der Sekundarschule. Dann hiess es einen Beruf ergreifen, um im Leben durchzukommen. Von Künstler werden war gar keine Rede. Ich kam

nach St. Gallen an die Zeichnungsschule für Industrie und Gewerbe, um mich als Stickerzeichner auszubilden. Die Sache gefiel mir nur so halb, aber es gab keinen andern Ausweg. Übrigens bekam ich nach und nach Interesse und eignete mir allerlei Kenntnisse an, die mir später indirekt doch von grossem Nutzen waren.

An fünf Jahre Fachschulausbildung schloss sich ein Jahr Praxis bei einer St. Galler Stickereifirma an. Dann fand ich eine Stelle als Zeichner in einem Atelier für Broderie in Paris. Und nun beginnt ein neuer Lebenslauf.

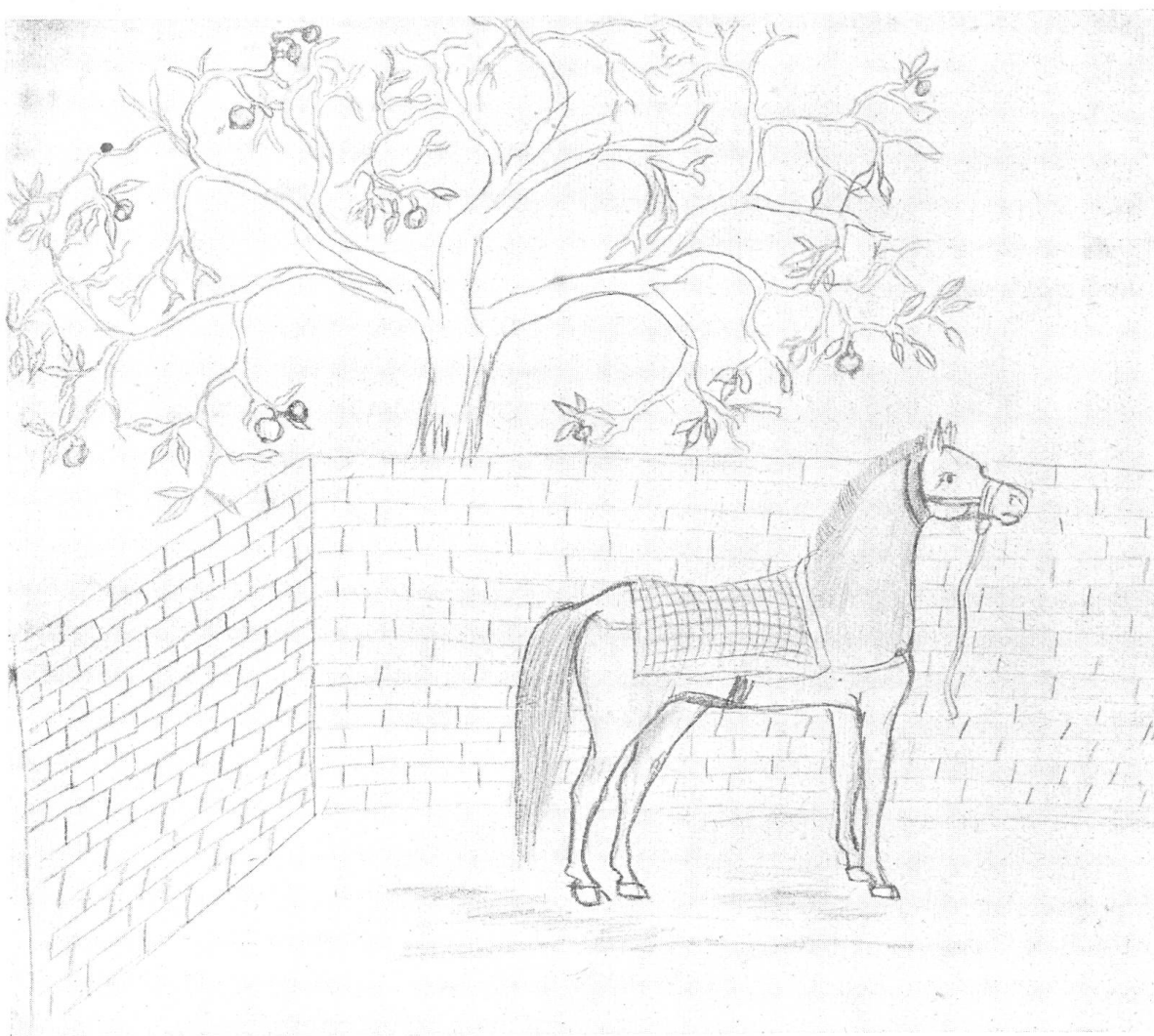
Es war zur Zeit der Weltausstellung von 1900. Viele Kollegen aus St. Gallen

waren auch da. Die meisten hatten kein anderes Bedürfnis als im Wirtshaus zu sitzen und zu jassen. Unser paar aber besuchten Ausstellungen, Museen und diskutierten bis in alle Nacht hinein. Die Atmosphäre von Paris fing bereits an, auf mich einzuwirken. Ich mietete mir ein Zimmer im Montmartre und begann, in der freien Zeit meine ersten Versuche im Malen zu machen. Über Mittag besuchte ich die Galerien in der Rue Laffitte, wo ich die Impressionisten entdeckte. Renoir, Sisly, Claude Monet, Toulouse Lautrec machten mir besondern

Eindruck. Nebenbei gesagt, bin ich diesen Meistern bis jetzt treu geblieben.

Abends, nach Schluss der Arbeit, verfolgte ich zu Fuss die Omnibusse, die mit den dreispännigen, schweren Percherons durch die Rue des Martyrs zum Montmartre hinauffuhren. Ich lief hinten nach und machte ununterbrochen Bewegungsskizzen. Oder ich sass oben auf der Impériale hinter dem Cocher und zeichnete von oben herab. Nachher versuchte ich, das Gesehene aus dem Gedächtnis festzuhalten.

So ging's während zweieinhalb Jahren.



Bleistiftzeichnung die der Künstler mit 9 Jahren machte

Dann nahm ich Urlaub und kam für einen Monat in die Schweiz. Ich benutzte die Gelegenheit, um Landschaften zu malen und hatte die Absicht, meine Angehörigen auf den Berufswechsel vorzubereiten. Die Verhältnisse waren aber so, dass ich nicht wagte, mich zu äussern. Trotzdem liess ich, nach Paris zurückgekehrt, die Stelle liegen und fing an, mich ganz dem Malen zu widmen. Das war der Wendepunkt. Natürlich dauerte es nicht lang, so war das Ersparte aufgezehrt. Ich fand wohl während einiger Zeit Arbeit für einen Verleger, aber auch die hörte bald wieder auf. Das entmutigte mich aber nicht im geringsten. Kollegen vom Montmartre, Franzosen, die ich nach und nach kennenlernte, waren im gleichen Fall. Geteiltes Leid, halbes Leid! Man half sich gegenseitig aus; schwarzer Kaffee, Tee, Zigaretten und Pommes frites waren unsere Hauptnahrung.

Jenes Jahr war wohl das schönste meines Lebens. Noch nie ist es mir so schlecht gegangen, nie habe ich soviel gearbeitet. Jeden Morgen fuhr ich ins Bois de Boulogne. Da fand ich reichliches Material an Reitern und Amazonen, nach denen ich bis über Mittag zeichnete und malte. Nachmittags fuhr ich nach dem andern Ende von Paris, in eine grosse Stallung, die etwa 400 Pferde hielt. Dort arbeitete ich bis abends, um dann, um zu sparen, zu Fuss nach Hause zu wandern. In einem Fieber malte ich von früh bis spät. So ging's bis zum Herbst 1903. Da hatte ich das Glück, bei einem Affichenwettbewerb für eine Sportschrift von 1000 Konkurrenten mit 50 andern ausgewählt zu werden. Sofort begann ich die Arbeit. Mein Sujet waren natürlich Rennpferde. Mit meinem letzten Rappen kaufte

ich das nötige Material. Aber es ging mir wie dem Esel, dem man jeden Tag ein paar Körner weniger zu essen gab und der, wie er sich daran gewöhnt hatte, zusammenbrach. Schon am nächsten Tage wurde ich unwohl. Ein Freund liess den Arzt rufen. Der sprach von Grippe. Aber nach fünf Tagen verschlimmerte sich der Zustand. So wurde ich als typhuskrank erklärt und in das Spital befördert. Dort untersuchte man mich gründlich, fragte mich aus, und es ergab sich, dass der Kerl ganz einfach zu wenig gegessen hatte. Also eine simple Unterernährung. Die Folge war, dass sich eine Magenlähmung einstellte, welche die ganze linke Seite mitnahm.

Im Spital war man sehr nett mit mir. Man behielt mich zwei Monate dort. Die Verpflegung war ausgezeichnet. Bei der Entlassung präsentierte man mir eine ziemlich hohe Rechnung. Nun hatte mir ein Freund für diesen Fall Fr. 100 Vorschuss gegeben, die ich beim Eintritt deponierte. Ich erklärte beim Austritt wahrheitsgemäss, nur diese 100 Franken zu besitzen und versprach, den Rest abzu zahlen. Die Spitalverwaltung gab mir aber diese 100 Franken wieder zurück. Das war eine echt französische Geste.

Noch nicht geheilt, aber doch einigermaßen reisefähig, nahm mich ein Verwandter nach Hause. Als ich wieder besser war, hiess es: « So, an die Arbeit! » Aber ich dachte anders. Meinen Entschluss, Maler zu werden, wollte ich unter keinen Umständen aufgeben. Ein eidgenössisches Stipendium ermöglichte mir, wieder nach Paris zu reisen. Ich trat dort in eine Akademie ein. Leider reichten die Mittel nur für ein Jahr; aber nach deren Beendigung steuerten drei Ver-

wandte die nötigen Unterhaltsgelder für ein weiteres Jahr zusammen. Dann aber hiess es, auf eigenen Beinen zu stehen.

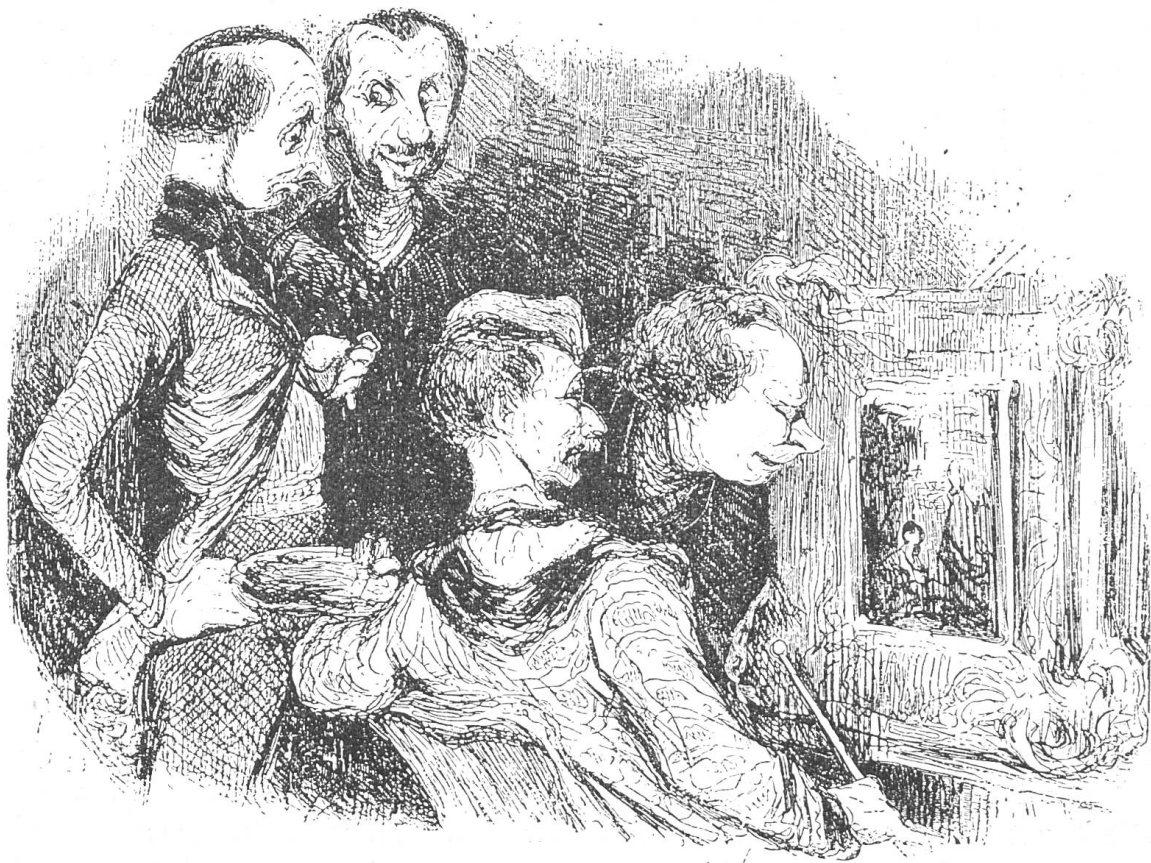
Seither geht es auf und ab, bald besser und bald schlechter. Aber immer noch wird gemalt. Die einen meiner Freunde sterben an Krebs, andere an der Grippe, ich möchte, ich stürbe einmal am Malen, aber hoffentlich noch lange nicht. Ich bin in Paris geblieben und werde wohl immer dort bleiben. Wenn ich nach kurzen Ferien in der Schweiz wieder nach Paris zurückkomme, so bedeutet das immer wieder eine Sensation für mich. So schön es in der Schweiz ist, nach einiger Zeit bekomme ich Heimweh nach Paris. Paris ist eine Krankheit, eine Mikrobe.

Wer von ihr besessen ist, bringt sie nicht mehr los. « On l'a tellement dans la peau ! »

Ich lebe immer noch in meinem kleinen, primitiven Atelier. Wie ein Zürcher Restaurateur, so habe auch ich den Spruch : « Ich koche selbst » zu meinem Motto gemacht, allerdings aus andern Gründen.

Irgendwie habe ich mich bis jetzt immer durchgeschlagen; allerdings sind mir gute Freunde oft in kritischen Momenten beigestanden.

So ungefähr bin ich Maler geworden. Trotz allen Schwierigkeiten habe ich es noch nie bereut. Würde ich wieder anfangen, ich würde es wieder so machen.



H. Daumier